Prof. Dr. Martin Hartmann

Vertrauen – die unsichtbare Macht

Der Begriff einer »Krise des Vertrauens« ist allgegenwärtig. In politischen Debatten, in der Presse oder in der wissenschaftlichen Literatur heißt es fast immer, dass zentrale gesellschaftliche Institutionen an Ansehen verlieren, dass ihre Legitimation schwindet und dass das Vertrauen in ihre Akteurinnen und Akteure sinkt. Bei dieser Diagnose handelt es sich um ein komplexes Phänomen, dessen Ursachen und Reichweite differenziert zu betrachten sind. In diesem Beitrag möchte ich einige zentrale Linien dieser Debatte aus philosophischer Perspektive nachzeichnen, ihre Relevanz für frühkindliche Bildungsinstitutionen aufzeigen und dafür plädieren, auch an das Gute im Menschen zu glauben.

Vertrauen als vernachlässigte Kategorie in der Philosophie

In der Philosophie ist Vertrauen – gemessen an seiner sozialen und moralischen Relevanz – erstaunlich spät zu einem systematischen Thema geworden.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten wurde es virulent, vor allem durch Impulse feministischer Philosophinnen. Diese wiesen im Bereich der Moralphilosophie darauf hin, dass Menschen nicht als erwachsene moralfähige Personen »fertig« geboren werden, sondern ihre Fähigkeiten in der Familie und in verschiedenen Institutionen erwerben.

Die klassische Philosophie setzte in der Regel beim erwachsenen, rationalen und meist (implizit) männlichen Individuum an. Die Zeit der frühen Kindheit, in der die Grundlage für Vertrauen gelegt wird, blieb weitgehend unbeachtet.

Philosophisch lässt sich Vertrauen als die Erwartung verstehen, dass eine andere Person, die meine Verletzlichkeit ausnutzen könnte, aus einer Haltung des Wohlwollens darauf verzichtet. Dieses Wohlwollen ist nicht mit persönlicher Zuneigung gleichzusetzen, sondern es beruht auf der moralischen Einsicht, dass das von einem anderen Menschen gewährte Vertrauen es verdient, nicht enttäuscht zu werden.

Im Unterschied zur bloßen Verlässlichkeit – etwa dem pünktlichen Erscheinen zu einer Verabredung – ist Vertrauen moralisch aufgeladen. Wenn Vertrauen enttäuscht wird, wird das häufig als persönliche Verletzung und nicht nur als funktionales Versagen erlebt. Diese Differenz verdeutlicht, warum Vertrauen eine so empfindliche, aber zugleich unverzichtbare Ressource sozialer Beziehungen ist.

»Vertrauenskrise«?

Das Thema Vertrauen wird häufig als Krisenthema behandelt. Internationale Vergleichsstudien und nationale Umfragen verzeichnen sinkende Zustimmungs- und Vertrauenswerte für Regierungen, Parlamente, Banken, Medien und weitere Institutionen. Lediglich Polizei und Feuerwehr erfreuen sich

konstant hoher Werte. Institutionen der frühkindlichen Bildung erscheinen in diesen Rankings kaum, was vermutlich eine Forschungslücke widerspiegelt.

Die Daten in den Rankings verdienen allerdings eine kritische Betrachtung. Die Umfragen erfassen Selbstauskünfte und nicht zwingend das tatsächliche Handeln der Befragten im Alltag. Die allermeisten Menschen haben ein Bankkonto, obwohl sie laut Umfragen den Banken nicht mehr vertrauen, politisch Desillusionierte beteiligen sich weiterhin an Wahlen. Zwischen erklärtem und gelebtem Vertrauen besteht nicht selten eine erhebliche Diskrepanz. Eine ausschließliche Orientierung an Umfrageergebnissen birgt daher die Gefahr, eine Vertrauenskrise zu konstruieren, wo in der Praxis stabile Vertrauensbeziehungen fortbestehen.

Es ist analytisch außerdem sinnvoll, zwischen Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit zu unterscheiden. Eine niedrige Zustimmung in Umfragen muss nicht bedeuten, dass es an vertrauenswürdigen Personen mangelt;

sie kann auch Ausdruck einer gesunkenen Bereitschaft sein, Vertrauen zu gewähren.

Hier könnten qualitativ orientierte Forschungsansätze hilfreich sein, um auch das tatsächliche Handeln von Menschen in die Untersuchungen einzubeziehen.

Aber was wäre denn das Problem einer »Vertrauenskrise«? Ohne jegliches Vertrauen könnte der Mensch morgens sein Bett nicht verlassen. Er wäre von unbestimmter Angst gelähmt. Alles, was Menschen tun, dass sie aufstehen, Auto oder Bahn fahren, beruht auf Vertrauen. Menschen vertrauen zum Beispiel darauf, dass ein Gebäude stabil ist und nicht einstürzen wird. In diesem Zusammenhang bedeutet Vertrauen, dass man darauf verzichtet, skeptisch zu sein und alles zu überprüfen.

Mangelndes Vertrauen ist auch für die Gesellschaft schwierig. Früher, in kleineren Gemeinschaften, waren Rollen klarer verteilt, und man hatte einigermaßen feste Erwartungen aneinander. Moderne Institutionen sind durch eine viel größere Pluralität von Rollenbildern (z. B. beruflich, familiär …) geprägt. Daher ist in diesem Kontext enorm wichtig, dass wir darauf vertrauen können, dass eine Person, mit der wir zu tun haben, einigermaßen verlässlich ist und erwartbar agiert.

Kinder und Vertrauen

Ein Vorteil für Bildungsinstitutionen könnte sein, dass die Kinder Vertrauen mitbringen. Viele Menschen meinen, dass Kinder mit einem Urvertrauen auf die Welt kommen – dass man also Vertrauen gar nicht entwickeln oder gewinnen müsste. Ich stelle aber infrage, dass das wirklich so angenommen werden kann.

Das Konzept des »Urvertrauens« geht auf den Psychologen Erik H. Erikson zurück, der Urvertrauen als die Erwartung definierte, dass eine verlässliche Bezugsperson zurückkehrt, auch wenn sie kurzzeitig abwesend ist. Aber entscheidend ist aus meiner Sicht, dass dieses Vertrauen nicht angeboren im Sinne einer unveränderlichen Disposition ist, sondern in den ersten Lebensmonaten entsteht und ebenso zerstört und zu Misstrauen werden kann.

Aus dieser Perspektive ergibt sich, dass auch in Kindertageseinrichtungen Vertrauen nicht einfach vorhanden ist. Es muss im pädagogischen Alltag erarbeitet und gepflegt werden – sowohl in der Beziehung zwischen Fachkräften und Kindern als auch zwischen Fachkräften und Eltern. Vertrauen impliziert stets eine Form von Kontrollverzicht, die Akzeptanz von Unsicherheit und die Bereitschaft, sich verletzlich zu machen. Diese »akzeptierte Verletzlichkeit« (Annette Baier) ist kein Defizit, sondern die Bedingung dafür, dass sich echte Vertrauensbeziehungen überhaupt entwickeln können.

Vertrauen muss man lernen

In den Sozialwissenschaften wird seit den 1990er-Jahren intensiv über »soziales Kapital« diskutiert – also die Gesamtheit der sozialen Netzwerke, Normen und Vertrauensbeziehungen, die Kooperation ermöglichen. Forschungsergebnisse, etwa von Robert D. Putnam, zeigen, dass Demokratien dort stabiler und leistungsfähiger sind, wo dieses soziale Kapital stark ausgeprägt ist.

Kindertageseinrichtungen werden in dieser Literatur bislang selten berücksichtigt. Dabei leisten sie einen zentralen Beitrag

zum Aufbau von Vertrauen über soziale, kulturelle und religiöse Unterschiede hinweg. Kinder, die in solchen Kontexten lernen, Verlässlichkeit zu erfahren und zu gewähren, tragen diese Kompetenzen in die Schule, den Beruf und in das Gemeinwesen weiter. Frühkindliche Bildungsinstitutionen wirken damit weit über ihre unmittelbare Aufgabe hinaus und stärken die Grundlagen einer lebendigen Zivilgesellschaft.

Damit Vertrauen entsteht, reicht manchmal schon der erste Blickkontakt. Wenn wir zum Beispiel im Zugabteil sitzen und überlegen, ob wir zur Toilette gehen können, ohne den Computer mitzunehmen, dann reicht uns ein kurzer Blick, um zu entscheiden, ob wir den Leuten vertrauen.

Oft heißt es, dass die Schule der Ort ist, an dem Kinder die Fähigkeit entwickeln, die Vertrauenswürdigkeit von Personen einzuschätzen. Im besten Fall gelingt das durch guten Schulunterricht und dadurch, dass Kinder Urteilsfähigkeit erwerben. So kann ein Kind ab einer bestimmten Stufe eben selbstständig beurteilen, wer vertrauenswürdig ist oder nicht. In Bezug auf Kinder in der Schule kann es hier aber etwas paradox sein, denn ein Schüler, eine Schülerin ist nicht in der Position, Bedingungen seines, ihres Vertrauens zu formulieren, weil er, sie eben diese Bedingungen noch nicht kennt und die Kompetenzen noch nicht erworben hat. So muss der Schüler, die Schülerin also schon einen Vertrauensvorschuss mitbringen.

Strukturelle Herausforderungen für Vertrauen

Es gibt verschiedene Entwicklungen und Phänomene, die einen vertrauensvollen Umgang erschweren können, die gegebenenfalls eine gute gelebte Praxis untergraben und womöglich zu einer Vertrauenskrise beitragen.

Alle wollen es – Banken, Politik, Wissenschaft, das Internet und die Liebe: unser Vertrauen! Doch das Vertrauen steckt in der Krise, viele fühlen sich betrogen, von Medien, Parteien, Unternehmen. Der Philosoph Martin Hartmann analysiert in einer inspirierenden Gegenwartsdiagnose, was dran ist an der Krise.

ISBN: 978-3-10-000068-2
www.fischerverlage.de/buch/martin-hartmann-vertrauen-die-unsichtbare-macht-9783100000682

Dazu gehört zum einen die Digitalisierung, da hier Face-to-face-Interaktionen reduziert werden. Diese sind aber für die Vertrauensbildung essenziell. Auch die scheinbar ständige Verfügbarkeit von Kontakten kann dazu führen, dass man konkreten Beziehungen weniger Gewicht gibt. Die Soziologin Eva Illouz geht davon aus, dass wir immer unfähiger werden, Verbindlichkeiten herzustellen.

Ebenfalls schwierig kann die Dimension Controlling/Audit sein. Angenommen, es gibt einen Wissenschaftsbetrieb mit Mechanismen der Selbstkontrolle, die auf Vertrauen basieren. Wenn dann klare, objektivierbare und quantifizierbare Controllingprozesse gefordert werden und dies als institutionalisiertes Misstrauen wahrgenommen wird, kann das dazu führen, dass zum Beispiel eher Forschungsergebnisse in Datenbanken eingegeben werden, die »gut aussehen«.

Bei Kindern kann zum Beispiel eine Überbehütung durch sogenannte Helikoptereltern die Entwicklung der Eigenständigkeit und Selbstwirksamkeit beeinträchtigen. Hier ist die Frage: Wollen wir eigentlich vertrauen oder haben wir immer mehr Angst davor, loszulassen? Vertrauen heißt loslassen, heißt sich verletzlich machen, Kontrolle abgeben – nicht in einem vollkommen irrationalen Sinn, man muss schon einschätzen, dass eine Institution sicher und auch fürsorglich ist.

Fazit: Vertrauen bewahren und entwickeln

Frühkindliche Bildungseinrichtungen agieren in einem sensiblen Feld, in dem Vertrauen die Voraussetzung für gelingende Bildungsprozesse ist – sowohl zwischen Kindern und Fachkräften als auch zwischen Institution und Elternhaus. Vertrauen ist kein statischer Besitz, sondern das Ergebnis fortgesetzter Interaktion, gemeinsamer Erfahrung und bewährter Verlässlichkeit.

Im besten Fall gelingt es in der Kita, bei den Kindern Vertrauensbereitschaft zu wecken – denn es ist sehr wichtig, vertrauen zu können. Vertrauen ist zwischen Menschen wichtig, aber auch für das Gelingen vieler gesellschaftlicher Institutionen.

Gerade in einer gesellschaftlichen Umgebung, in der Misstrauen rhetorisch und medial verstärkt wird, kommt es darauf an, bestehende Vertrauensbeziehungen zu erkennen, zu schützen und weiterzuentwickeln. Kindertageseinrichtungen sind dabei nicht nur Orte der Betreuung, sondern auch elementare Bausteine des sozialen Kapitals und damit – im weiteren Sinn – Stabilisatoren demokratischer Kultur.

Prof. Dr. Martin Hartmann
Philosoph, Universität Luzern